Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 30. 5. 1937 | Nr. 22

„Ade mein schnede Welt . . .“

Am 29. Mai feiern die Tiroler den Sieg Andreas Hofers über die Franzosen am Berge Isel, der im Jahre 1809 an diesem drittletzten Maitage von den deutschen Bauern der Tiroler Alpen hart erstritten wurde.

Wenige Monate später, am 20. Februar 1810, wurde Andreas Hofer von den Welschen zu Mantua erschossen. Am frühen Morgen dieses Tages schrieb er an seinen Freund Pühler in Neumarkt folgenden Abschiedsbrief, dem wir zur leichteren Lesbarkeit eine hochdeutsche Bearbeitung des Originals beifügen.

Lieber Her Prueder! Der göttliche willen ist es gwößn, daß ich habe mießen hier in mandua mein zeitliches mit dem Ebigen verwözlen, aber gott seie dankh und seie gödlich gnad, mir ist es so leicht forgekhomn, das wan ich zu waß anderen ausgefiert wurde. Gott wirth mir auch die gnad verleihen, wiß in lösten augen-Plickh, auf das ich khommen khon, alwo sich mein sehl mit alle außer wölte sich ebig. Ehr freien mag albo ich auch fir alle Bitten werde Bei gott ob sonderlich fir wölliche ich in merestn zu Bitten schuldig Bin, und fir sie und ihnen frau liebst wögen den Piechl, und anderen guet Tatten. Auch alle hier noch lebente guete Freind sollen für mich Bittn, und mir auß die heißen flamen helfen, wan ich noch in fegfeir pießen mueß.

Die gottes dienst solle die liebste mein oder Wirthin zu sankt marthi halten lassen Bein rossen Farben Pluet, Pitten in pede Pfaren, den freintn Beim Unter Wirth ist suppe und fleisch zu göben lassen nebst Einder halben Wein.

Und gelt, was ich da habe gehabt, habe ich in armen außgetheilt. Und waß drinnen noch gelt ist, nim was du brauchst, wis du mit den mair hanssen khonst Röden. Er Wirth wohl spröchen mit den Leitn und wögen den gelt für die armen, in ybrigen Rait ab mit die Leite, so röcl du khonst, damit ich nicht zu Pießen habe. Lieber Her Pikhler, gien sie mir hinein, und beim Uniter Wirth zu sanct marthin, zeigen die ßache an Er Wirth schon angestald machen, und machen sie sonst niemand nicht kompher v. disser sache, sie machen Ihnen di 50 fl. göben, nebst alle unkhöstn.

In der Welt lebet alle wohl, wiß wir in himel zamkhomen, und dortten gott loben an ent. Alle Passeirer und Bekhontte sollen mir Einge denkht sein in heilligen ge Beth und die Wirthin solle sich nicht so Bekhimern, ich werde Piden bei gott fir sie alle.

Ade mein schnede Welt, so leicht khompt mir das sterben vor, daß mir nit die augen naß werden! Geschrieben um 5 urr in der frue, und um 9 urr Reißs ich mit der hife aller heilig zu gott.

Mandua, den 20. februar 1810.

dein in leben geliebter Andere Hofer
in sant in Passeyr

In namen des Herrn Wille ich auch
die Reisse fornemen mit gott.

In moren dell lassen es sie Wissen.“

Lieber Herr Bruder! Der göttliche Wille ist es gewesen, daß ich hier in Mantua mein Zeitliches mit dem Ewigen habe verwechseln müssen. Aber Gott sei Dank und seiner göttlichen Gnade, mir ist es so leicht vorgekommen, als wenn ich zu was anderem ausgeführt würde. Gott wird mir auch die Gnade verleihen, bis in den letzten Augenblick; auf daß ich kommen kann, wo sich meine Seele mit allen Auserwählten ewiger Ehre freuen mag, wo ich auch für alle bitten werde bei Gott, sonderlich für die, für welche ich am meisten zu bitten schuldig bin, und für Sie und Ihre liebste Frau wegen des Büchels und wegen anderer guten Taten. Auch alle hier noch lebenden guten Freunde sollen für mich bitten und mir aus den heißen Flammen helfen, wenn ich noch im Fegfeuer büßen muß.

Die Gottesdienste soll die Liebste mein oder Wirtin zu St. Martin halten lassen beim rotfarbenen Blut und bitten in beiden Pfarren. Den Freunden ist beim Unteren Wirt Suppe und Fleisch geben zu lassen nebst einem halben Wein.

Und Geld, das ich gehabt habe, habe ich unter Armen ausgeteilt. Und was zu Hause noch an Geld ist, nimm, was Du brauchst, bis Du mit dem Mair Hans kannst reden. Er wird wohl mit den Leuten sprechen und wegen des Geldes für die Armen. Im übrigen rechne ab mit den Leuten, so redlich Du kannst, damit ich nicht zu büßen habe. Lieber Herr Pühler, gehn Sie mir hinein und zeigen Sie beim Unteren Wirt zu St. Martin die Sache an. Er wird schon Anstalten machen, und machen Sie sonst niemand kundbar von dieser Sache. Sie mögen ihm die 50 Gulden geben nebst allen Unkosten.

In der Welt lebet alle wohl, bis wir im Himmel zusammenkommen und dort Gott loben ohne Ende. Alle Passeier und Bekannte sollen meiner eingedenk sein im heiligen Gebet. Und die Wirtin soll sich nicht so bekümmern. Ich werde bitten bei Gott für sie alle.

Ade, meine schnöde Welt, so leicht kommt mir das Sterben vor, daß mir nicht die Augen naß werden! Geschrieben um 5 Uhr in der Frühe, und um 9 Uhr reise ich mit der Hilfe aller Heiligen zu Gott.

Mantua, den 20. Februar 1810.

Dein im Leben geliebter Andre Hofer
in Sand in Passeier.

Im Namen des Herrn will ich auch die Reise vornehmen mit Gott.

In Morandell lassen Sie es wissen!

Nippon unter deutschem Sommerhimmel.

Festliche Stunden mit der Besatzung des Kreuzers „Ashigara“.

(Von unserem Berliner Sonderberichterstatter.)

Zu Ehren des die Reichshauptstadt besuchenden japanischen Konteradmirals Kobayashi und der Besatzung des Kreuzers „Ashigara“ gaben die Deutsch-Japanische Gesellschaft und der Japanische Verein in Deutschland in Berlin einen Empfang, auf dem Angehörige der Kreuzerbesatzung hervorragende Beweise ihres sportlichen und musikalischen Könnens ablegten.

Es ist ein seltsamer Zauber, wenn man unter der Sonne des deutschen Sommerhimmels sitzt und plötzlich wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht die ferne Welt des Ostens, das Leben und Treiben Japans vor und um sich entstehen sieht. Mitten zwischen den größeren Gestalten des europäischen Menschen bewegen sich die zierlichen, gewandten und höflichen Japaner. Zwischen den Lauten der deutschen Muttersprache erklingt an allen Tischen japanische Unterhaltung. Ungewohnt, ein wenig mystisch und von dem Schleier des weit Entfernten verhüllt, tönt die Sprache des östlichen Inselreiches. Und doch klingt sie melodisch und weich, angenehm und wohltuend. Tief verbeugen sich die Herren mit dem dunklen Haar und der fast obligatorischen Brille vor ihren Damen, die mit der gleichen tiefen Verbeugung den Gruß erwidern.

*

Auf einer mit Matten belegten Bühne sitzen in japanischem Sport- und Kampfgewand vier Männer. In eiserner Ruhe. Mit unbeweglichen Gesichtszügen. Kurz ist ihr Haar geschnitten, weit lassen die gelblich-weißen Hosen den Unterschenkel bis hinauf zum halben Bein frei, weit steht die Jacke offen. Ein Mann steht hinter ihnen. Beginnt zu reden. Hält eine kurze japanische Ansprache. Verbeugt sich zum Gruß vor den Versammelten. Niemand versteht, was er sagt, und dennoch hängen alle Blicke an seinen Lippen, dennoch sind alle irgendwie in seinen Bann gezogen. In den Bann des Fremdartigen. Fast hat man das Gefühl, etwas Einmaliges zu erleben. Ein Dolmetscher übersetzt. Kündigt das Kommende an. Die Männer in den Sportgewändern werden japanische Zweikämpfe zeigen.

> ### Die Söhne
>
> Meine Söhne sind im Glück geboren,
> Herrentum schien ihnen zugeschworen.
> Alles fiel, was dem Geschlecht zu Eigen.
> Werden sich die jungen Nacken neigen?
>
> Meine Söhne haben stolze Pläne,
> Spähen über Länder hin wie Schwäne,
> Wollen Roß und Mann zu Eigen haben
> Und in fernste Abenteuer traben.
>
> Meine Söhne fordern den Berater.
> Tief im grünen Hügel wohnt ihr Vater,
> Seine Säfte sprühn in Blumensternen,
> Meine Söhne werden Demut lernen.
>
> Erna Blaas
> Aus: „Das Leben und der Tod“

Weit sitzen sich die beiden Kämpfer gegenüber. Grüßen sich gegenseitig. Neigen Haupt und Rücken nach vorn, bis fast die Stirn die Matten des Bodens berührt. Und dann ist alle Gelassenheit von ihnen gewichen. Jäh springen sie aufeinander los. Wild packen sie sich. Stoßen Kampfrufe aus. Schreie, heiser und unheimlich wie Urlaute. Klatschend werfen sie sich an den Boden, daß der sommerliche Staub hoch aufwirbelt. Richten sich wieder erneut auf. Beginnen den Kampf von vorn. Minuten hindurch. Die Begegnung ist eine Art des Jiu Jitsu, das auch in Deutschland bekannt ist. In einer solchen Vollendung aber sahen es wenige. Mit einer solchen Überlegenheit, Ruhe und Berechnung wurde der Kampf zum Kunstwerk gesteigert.

*

Die Männer sind verschwunden. Eine japanische Kapelle spielt ihre Melodien. Östlich. Asiatisch. Rhythmisch. Schwingend. Vibrierend. Und dann wieder Melodien, die an europäische Tonwerke anklingen. Bei der Musik hat sich das Bild auf der mattenbedeckten Empore gewandelt. Altjapan wird lebendig. Die Bilder, wie wir sie alle kennen, die wir in Filmen sahen und die uns unsere Phantasie einst vorgaukeln mochte, werden hier Wirklichkeit. Ein japanischer Schwerterkampf wird ausgetragen von Menschen, deren Väter und Vorväter schon jenem Kampf huldigten. Uraltes Kulturgut, in Generationen zur Vollendung gesteigert. Hoch ist die verzierte Waffe, weit die Scheide, mit Ornamenten geschmückt. Der Gürtel an den Hüften hält das Schwert zur linken Seite. Wie eine Weihe wirkt der Gruß, das Verneigen, das Erheben des Schwertes. Und dann beginnt der Kampf. Noch ohne Gegner, mit blanker, blitzender Schneide. Hiebe wechseln mit Stichen. Für Augenblicke führt die rechte Hand das Schwert, für Augenblicke nimmt es die Linke und für Augenblicke holen beide Arme weit über den Kopf zum vernichtenden, todbringenden Streich aus. Ein kalter Schauer des Erschreckens huscht über die Zuschauer.

*

Der Kampf Mann gegen Mann bedarf weitgehender Vorsichtsmaßnahmen. Die scharfe Waffe wird mit einer Nachbildung aus Bambus getauscht. Auf den Kopf der Kämpfer kommen Tücher. Darüber stülpen Kameraden Fechtkörbe, wie sie unseren Studenten und den Anhängern des Fechtsports unserer Länder auch geläufig sind. Die Brust schützen Lederrüstungen aus dicken Polstern, die weit hinab bis zum Magen reichen. Hand und Unterarm stecken in festen Handschuhen. Erst dann kann der Waffengang beginnen. Laut ruft der Schiedsrichter das Kommando zum Angriff. Hoch fahren die Schwerter. Weit geht die Deckung des Angegriffenen hinüber. Schlägt den Angreifer zur Seite. Geht selber vor. Umgeht des Anderen Waffe. Schlägt zu. Trifft. Unheimlich schallt der Klagelaut des Gegners über die Zuschauer. Und weiter prasselt Hieb auf Hieb, löst der eine Stich den zweiten ab. Fachmännisch, unendlich ruhig und gelassen verfolgen die Japaner den Kampf ihrer Kameraden. Nervosität, Erregung, das Gefühl, etwas ganz Ungewohntes zu sehen, das man nicht faßt, nicht verstehen kann, packt die Europäer. Hier Osten, dort Westen. Kontinente formen andere Menschen, schaffen andere Sitten, dem Anderen unfaßlich.

*

Lang zieht sich der Abend hin. Seite an Seite sitzt der Deutsche mit dem Gast des Ostens. Nicht genug kann man hören von dem Leben jener Inseln, an die der Pazifik seine ewigen Wogen spült. Von der Herrlichkeit der Natur. Von dem Wunder der Kirschblüte. Von dem Hasten der Großstädte und dem harten Lebenskampf der Reisbauern in den überfluteten Teilen des Landes. Von dem Grollen des Fudschi und dem Zittern der Erde, die hier in jahrtausendwährender Unruhe birst und aufbraust. Mühelos geht der Fluß der Unterhaltung. Viele der Gäste sprechen die Sprache Deutschlands, viele benutzen das Englische als Verständigung, aber mancher unter den Deutschen versteht die Sprache Nippons.

von Beöczy.

Der Ginkgobaum winkt in Tokio!

Ein Andenken aus der Saurierzeit für die künftigen olympischen Sieger — Goethe erlebte daran bedeutsame Rätsel der Natur.

Dem deutschen Beispiel folgend, beabsichtigt man in Tokio, den Siegern in den nächsten Olympischen Spielen junge Ginkgobäume — bei uns waren es Eichen — als besondere heimatliche Ehrengabe zu spenden.

Ginkgo — wie ein sanfter Gongschlag hallt der fremde Klang durch die schlummernde Erinnerung und sucht ein Echo. Und findet es im „Westöstlichen Diwan“. Dort steht der Name über drei sinnigen Strophen, die der neunundsiebzigjährige Goethe der fernen Freundin Marianne von Willemer, seiner Suleika, zugedacht hat:

Dieses Baums Blatt, der von Osten
Meinem Garten anvertraut,
Gibt geheimen Sinn zu kosten,
Wie's den Wissenden erbaut.

Ist es ein lebendig Wesen,
Das sich in sich selbst getrennt?
Sind es zwei, die sich erlesen,
Daß man sie als eines kennt?

Solche Frage zu erwidern,
Fand ich wohl den rechten Sinn:
Fühlst du nicht in meinen Liedern,
Daß ich eins und doppelt bin?

Das Gedicht hatte Goethe einem Zweige von einem Baume beigegeben, der, als einer der ersten seiner Art in Deutschland, erst kurz vorher in den Botanischen Garten zu Jena, das heißt in den unmittelbaren Bereich nicht nur seiner amtlichen Fürsorge, sondern auch seiner regsten persönlichen Anteilnahme, verpflanzt worden war. Nicht nur den Dichter fesselte der Gast aus dem Fernen Osten, sondern nicht minder den mit genialer Intuition begnadeten Naturforscher, den Verfasser der „Metamorphose der Pflanzen“, der in dem Wuchs des fremdartigen Baumes und namentlich in den seltsamen, von denen unserer heimischen Bäume völlig abweichenden Blätter — der Artname biloba bedeutet zweilappig — bedeutsame „Rätsel der Natur“ ahnte, Geheimnisse auch, die ihn, nun wieder ganz Dichter, an die faustische Zwiefältigkeit seiner Seele mahnten.

Erst die spätere Stammesforschung und die Paläontologie — beide steckten zu Goethes Zeiten noch in den Anfängen — haben die Geheimnisse des Ginkgo entschleiert. Trotzdem oder gerade deshalb ist er auch heute noch eine der interessantesten Erscheinungen in der Pflanzenwelt. Er steht den Koniferen, also den Nadelbäumen, und unter ihnen der Eibe vor allen anderen, nahe und ist ihnen auch lange zugezählt worden, so paradox das auch seiner „Blätter“ wegen erscheinen mag. Dann aber nötigten mancherlei Absonderlichkeiten in den Blüten- und Samenanlagen, die an niedrigere Pflanzen erinnern, doch dazu, ihn im System zurückzuversetzen und eine Klasse eigens für ihn einzurichten; seine Nachbarn auf der anderen Seite sind die Palmfarne, die uns die „Palmwedel“ für Trauerkränze liefern. Am sichtbarsten prägt sich seine Eigenbrötelei aber in den ganz regelwidrigen, fächerförmigen Blättern aus, die im großen und ganzen den Blättchen des bekannten Frauenhaarfarns ähneln und meist eine tiefe Mittelkerbe tragen. Mit ihnen und seiner in der Zucht gewöhnlich breit ausladenden Krone täuscht der Ginkgo dem flüchtigen Auge einen

Laubbaum vor; eine nähere Betrachtung der nicht netzförmig, sondern nur langstreifig geäderten Blätter entlarvt ihn aber schnell, und eine Untersuchung der getrennthäusigen nacktsamigen Blüten schließt jeden Zweifel aus.

Diese Absonderlichkeiten deuten auf ein hohes Stammesalter. In der Tat ist der Ginkgo der Sproß, und zwar der einzige noch lebende eines sehr alten Geschlechtes, dessen Stammbaum in den tiefsten Gründen der Erdgeschichte wurzelt. Am reichsten hat es sich im Jura, in der Saurierzeit, entwickelt, wo es fast die ganze Erde mit über zwanzig Gattungen bevölkerte. Dann aber schrumpfte es mehr und mehr zusammen und zog sich allmählich ganz auf Ostasien zurück. Die letzte Spur auf europäischem Boden, von dem die Eiszeiten sie verdrängten, ist bei Frankfurt am Main nachgewiesen worden. Ist es nicht ein merkwürdiger Zufall, daß ein Sohn dieser Stadt, und kein geringerer als Goethe, den einsamen Nachfahren, als er zu Anfang des vorigen Jahrhunderts als Gast über England wieder zu uns kam, begrüßt und mit der Weihe seines Genius unsterblich gemacht hat? Er hat sich bei uns eingewöhnt und findet sich in allen botanischen Gärten und vielen Parkanlagen, wo er in leichtem Wind wohl mit einer Espe verwechselt werden kann.

Wild wächst er noch in Südchina. Von dort ist er über ganz Ostasien verbreitet worden, teils seines brauchbaren Holzes und seiner schmackhaften Samen wegen, teils auch als Schmuckbaum und zu Kulturzwecken. In Japan steht er in ähnlichem Ansehen wie die Eiche bei uns; er gilt sogar als heilig und wird in Tempelhainen gehegt. Das wird ihn den künftigen Olympioniken besonders wertvoll machen, und hoffentlich wird es vielen Landsleuten gelingen, mit der schönen Gabe geehrt zu werden.

Dr. Ernst Rauschenplat.

Was das Gästebuch der Danziger Jugendherberge erzählt

Von **Wolfgang Federau.**

Im Bereich der norddeutschen Tiefebene wird man kaum eine zweite Stelle finden, wo sich landschaftliche Reize mannigfachster Art in verhältnismäßig engem Raum so zusammendrängen wie im Gebiet der jetzigen Freien Stadt Danzig. Gewiß: hier gibt es keine Bilder von so unmittelbarer und erschütternder Wucht, wie sie etwa das Hochgebirge aufzuweisen vermag. Aber das Antlitz unserer Erde ist nicht nur in seinem Trotz und in seiner Strenge groß und erhaben und schön — es spricht auch dann zu uns, nur anders, sanfter, stiller, wenn es lächelt und träumt und ruhig sich breitet.

Deshalb hat gerade die Umgebung Danzigs wanderfrohe Menschen immer wieder angezogen und gelockt. Denn vom Erlebnis des Gebirges abgesehen gibt es hier fast alles, was Menschen, die der Natur verbunden sind, die einen Blick haben für ihre Schönheit, reizen muß. Den Schatten tiefer und schweigender Wälder, lichtes Grün junger Laubbäume, dunkles Blaugrün der Fichten und Kiefern. Hügel gibt es mit herrlichen Ausblicken über fruchtbare Ebenen, über spiegelnde Seenflächen, über silberne Bänder von Flüssen und Bächen, über die Unendlichkeit des Meeres. Und es gibt, inmitten all dieser Schönheiten, eine alte, uralte Stadt mit der steingewordenen Melodie ihrer Dome und Kirchen und Türme, mit der Romantik ihrer dämmernden Winkel und Gassen.

Kein Wunder also, daß gerade in dieser Zeit, wo neu erwachendes Naturgefühl, wo Liebe zu Heimat und Scholle und Erde immer weitere Schichten besonders der deutschen Jugend ergreifen, Danzig in steigendem Maße Zielpunkt von Wanderfahrten wird. Daß immer breitere Schichten wanderfroher, wanderseliger junger Menschen diesem schönen Flecken deutscher — auch heute noch, aller politischen Grenzziehung zum Trotz, deutscher — Erde ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Daß sie diese Höhen und Täler, über die einst Eichendorffs Fuß schritt, durchwandern, daß sie hier Eindrücke sammeln, die lange nachwirken. Und von Danzig aus heimkehren, befrachtet mit der süßen Last unvergeßlicher Erlebnisse.

Das Gästebuch in der Städtischen Jugendherberge in Danzig legt hiervon beredtes Zeugnis ab. Seit 1925 liegt es hier aus — und schon mußte dem ersten, schweren, umfangreichen Bande ein zweiter folgen. Denn fast jeder, der hier Rast und Obdach suchte und fand, fühlte sich gedrängt, Dank zu sagen für alles, womit Danziger Land und Danziger Volk ihn beschenkte. In schlichten, einfachen Worten taten es die einen, in hymnischen, schwungvollen Versen die anderen. Oft sträubte sich die des Schreibens entwöhnte Hand, mehr hineinzusetzen als bloß den Namen, oft aber auch schmücken liebevoll ausgeführte Zeichnungen die Blätter.

Da sieht man denn die Wahrzeichen Danzigs, das Krantor, die Marienkirche, eines der typischen alten Danziger Kanzelhäuschen, da ist Danzigs Wappen abgebildet oder ein markantes Bauwerk jener Stadt, die dem jugendlichen Wanderer und Gast Heimat ist. Das Erlebnis des Wanderns als solches, das Erlebnis der heimatlichen und der deutschen Erde findet zuweilen einen rührend schlichten, darum um so ergreifenderen Ausdruck. Symbolisch gemeinte Spruchbänder umschließen Bilder aus Lübeck und Danzig, aus Königsberg und Memel und Danzig, ja deutlich spricht sich die allgemeine Erkenntnis um die tiefe geschichtliche und kulturelle Verbundenheit Danzigs mit seinen Schwesterstädten im deutschen Mutterlande in solchen Bildern und Zeichnungen aus.

Sucht man nach der Herkunft all dieser ungezählten Gäste, die in der Danziger Jugendherberge geruht haben von langer Wanderfahrt, so erfährt man, daß es wohl keinen deutschen Gau gibt, der nicht Jahr für Jahr ein paar seiner Söhne, seiner Töchter hierher geschickt hat. Aus Freiburg im Breisgau und aus Godesberg am Rhein, aus Bayerns südlichster Ecke und aus Berlin, aus Hamburg und aus dem Erzgebirge, Schlesien, Holstein und Friesland sind sie hergezogen. Und wir wissen: jeder von ihnen trägt nun Danzigs Bild im Herzen, jeder von ihnen weiß um Danzigs Schönheit und um seine Not und wird gewiß in seiner Heimat Teilnahme und immer tieferes Verstehen für Danzigs Lage und Schicksal wecken.

Dies Schicksal freilich, es wird am innigsten, unmittelbarsten, mitbegriffen und miterlebt von jenen, deren Heimat Ähnliches zu tragen hat. Von den deutschen Wanderern aus dem Saargebiet und aus Pommerellen, aus Ostpreußen, Memel, Tirol, Schlesien und Böhmen. Wen mag solches wundern? Und wer wird sich nicht freuen zu wissen, daß gemeinsame Not die Deutschen der abgetrennten Gebietsteile nur immer fester, nur immer inniger zusammenschmiedet!

Aber neben dem Ernst dieses Landes drängt sich doch auch immer wieder seine Schönheit den fremden Gästen auf. Und aus dem Anblick dieser Schönheit erwächst die Freude, die Heiterkeit, der Humor. So fehlt es denn, neben all den Gelöbnissen der Verbundenheit und Treue, auch nicht an lustigen Bildern und Versen, teils zitiert, teils auf eigenem Acker gewachsen. Sie sind nicht immer schön — aber der Maßstab des Ästhetikers wäre an solcher Stelle fehl am Platze. Wo nichts anderes gilt als die Erkenntnis, daß Liebe zur Heimat und Natur, zu gemeinsamer Art, Sitte und Sprache alle künstlich gezogenen Grenzen zu überbrücken vermag.

Dieses Wissen wird durch ein solches Buch drastischer und aufdringlicher erwiesen, als es auf andere Art möglich wäre. Und so lange deutsche Jungens, deutsche Mädels sich wohl fühlen in Danzigs Mauern, so lange sie diesem Empfinden einen so unmittelbaren Ausdruck geben, ist keine Gefahr, daß diese Stadt ihres in Jahrhunderten gewordenen Charakters verlustig gehen könnte.

Ein hundertjähriger Ehevertrag,

der heute noch Gültigkeit haben könnte.

Wie könnte dieses Dokument aus der Zeit, da der Urgroßvater die Urgroßmutter nahm, anders sein als altmodisch?

Und doch sind die Gedanken und Lebensweisheiten, die es, in verschnörkeltem und umständlichem Stil ausgedrückt, enthält, so gut, daß wir sie uns als Wegweiser für das Zusammenleben mit anderen Menschen, sei es in ehelicher oder freundschaftlicher Gemeinschaft, nehmen können.

In diesem Ehevertrag, der vor 120 Jahren in einer süddeutschen Stadt geschlossen und niedergelegt wurde, heißt es:

Art. 1. Wir lieben uns innig, wir fühlen, daß wir ohne einander nicht glücklich sein können, und verbinden uns daher auf ewig zu treuen Gatten.

Art. 2. Ferdinand weiht und heiligt sein ganzes Dasein Louisen, um ihr durch rastlosen Fleiß ein bequemes und sorgenfreies Dasein zu verschaffen.

Art. 3. Louise wird sich dagegen bestreben, durch häusliche Wirtschaftlichkeit sich und ihn auf der goldenen Mittelstraße des ehelichen Auskommens zu halten.

Art. 4. Da im Ehestand oft Kleinigkeiten die Quelle großer Zwiste sind, so verpflichten wir uns, einander in unbedeutenden Dingen ohne den leisesten Widerspruch nachzugeben.

Art. 5. In der Tracht z. B. richtet sich jeder Teil nach des andern Geschmack. Ferdinand enthält sich einer nachlässigen Kleidung, um Louisens Auge nicht zu beleidigen, und Louise vermeidet, sich durch übertriebenen Schmuck vor der Welt den Schein zu geben, als wollte sie fremde Männer fesseln. Die Hauptzierde unseres Körpers sei Reinlichkeit, weil das Gegenteil bei Personen, die in einem nahen Verein leben, unfehlbar Abneigung und Widerwillen erzeugt.

Art. 6. Die gebieterischen Worte: ich will, ich bestehe darauf, ich befehle, werden in unserem häuslichen Wörterbuch ganz und gar gestrichen.

Art. 7. Louise wird sich nie in Gesellschaften das geringste Scheinzeichen von Nichtachtung ihres Mannes entgleiten lassen; denn jede Gattin, die sich solche zweideutigen Äußerungen erlaubt, gibt dadurch anderen Männern gleichsam das Signal, sich ihr mit Siegeshoffnungen zu nahen.

Art. 8. Ferdinand wird Louisen öffentlich ehren, damit sie auch von anderen geehrt werde. Er wird keinem anderen Frauenzimmer durch schmeichelhafte Huldigungen, die über die Schranken der gesellschaftlichen Höflichkeit hinausgehen, einen kränkenden Triumph über seine Gattin gestatten.

Art. 9. Wir wollen beide in der Wahl unseres Umganges vorsichtig sein und besonders keine falschen und arglistigen Hausfreunde dulden, die, gleich Schlangen im Busen, die ruhigen Freuden unseres Bundes vergiften könnten.

Art. 10. Zwischen Mein und Dein findet keine Grenzscheidung unter uns statt. Unser höchstes Gemeingut ist unsere gegenseitige Liebe, und dieser Schatz, der oft in anderen Herzen von der eilenden Zeit verzehrt wird, soll unter ihren Flügeln bei uns wachsen bis an unser Grab.

Ehrendienst am Grabe Theodor Körners.

Die Grabstätte des bei Wöbbelin ruhenden deutschen Freiheitskämpfers und Sängers Theodor Körner, der als Lützower Jäger im Gefecht bei Gadebusch den Heldentod fand, soll zu einem nationalen Wallfahrtsort umgestaltet werden. Der Reichsarbeitsdienst hat bereits die Anpflanzungsarbeiten von 10000 Bäumen beendet. Jetzt sind 50 politische Leiter mit dem Kreisleiter aus Ludwigslust eingetroffen, um Ehrendienst am Grabe Theodor Körners zu leisten. In Wöbbelin wird vom Kreisleiter ein Buch ausgelegt, in dem freiwillige Spenden zum Ausbau des Wallfahrtsortes eingetragen werden können.

*

Reichssportwettkampf der HJ.

Der Führer hat zum Reichssportwettkampf der Hitlerjugend den folgenden Aufruf erlassen:

Es ist mein Wille, daß die gesamte deutsche Jugend sich einmal im Jahr einer großen sportlichen Leistungsprüfung unterzieht und mit dieser vor der ganzen Nation Zeugnis ablegt von der Kraft und Unbesiegbarkeit des Volkstums.

Ich rufe daher jeden deutschen Jungen und jedes deutsche Mädel zur Teilnahme am diesjährigen Reichssportwettkampf der Hitlerjugend auf, den ich damit zu einem ständig sich jährlich wiederholenden Fest der deutschen Jugend erkläre.

Die Durchführung dieses alljährlichen Reichssportwettkampfes der Hitlerjugend übertrage ich dem Jugendführer des Deutschen Reichs.

Der Friedensrichter.

Billige und prompte Rechtspflege ist gewiß ein gut Ding, hat aber leider wie alles Menschliche seine Schattenseiten: sie verleitet den Rechthaberischen zu einer unangemessenen Prozeßwut.

Dem wußte der alte Friedensrichter zu Namendorf, ein großer, starker und wohlwollender Mann, trefflich entgegenzuarbeiten. Er suchte, seinem Titel Ehre machend, die Parteien regelmäßig zu versöhnen, wenn ihre Streitsache nur aus Eigensinn oder aus Bosheit hervorgegangen war. Und oft gelang ihm dies im Saal selbst. War aber so ein steifer Bauer besonders hartnäckig und halsstarrig, so sagte der Richter am Ende: „Pitter oder Hannes, ich möcht ein Wort mit dir allein sprechen — was gilt's, du kommst nachher deinem Nachbar doch auf dem halben Wege entgegen!“ Nahm ihn darauf mit sich in ein abgelegenes Privatzimmer hinein und schloß die Tür hinter sich zu. Was nun dort unter vier Augen geschah, das weiß ich glücklicherweise aus eigener Erfahrung nicht; der steifste Bauer kam aber gewöhnlich sehr zahm, ja zerknirscht und niedergeschlagen aus dem stillen Kämmerlein zurück und willigte ohne Murren in einen billigen Vergleich.

Ein einziger verstockte einmal sein Herz aufs neue, wie weiland König Pharao. Da sprach der Richter sanft: „Bist du noch nicht überzeugt, Pitter? Ich hab mich doch so sehr mit dir geplagt — müssen wir noch einmal in mein Stübchen zurück?“ „Ach nein, Herr Richter“, rief der Bauer schnell und rieb sich den Buckel, „bemühen Sie sich nicht, ich bin zufrieden.“

So prägte er auf eine ganz eigentümliche, geheimnisvolle Weise Juden und leider auch Christen, die mit der Rechtspflege Hohn treiben wollten, Friedfertigkeit, Nächstenliebe und Verträglichkeit ein. Er war, wie gesagt, ein großer und starker Mann.

Einen trocknen Spaß liebte er auch. Einst trug ihm ein Kerl mit vortrefflichem Maulwerk seine Klage vor, und er versetzte ernsthaft: „Da habt Ihr Recht!“ Aber nun sprang der Verklagte vor, der auch nicht auf den Mund gefallen war, und auch ihm sagte er am Schluß: „Da habt Ihr Recht!“ Da zupfte ihn sein neuer Gerichtsschreiber, der seine Eigenheiten noch nicht kannte und sein eigenes Licht gern leuchten lassen wollte, leise am Ärmel der Robe und flüsterte: „Aber Herr Justizrat, beide können doch unmöglich Recht haben!“ — „Da habt Ihr auch Recht!“ stimmte ihm der wohlwollende Richter bei, und stellte so, sollte man denken, alle Welt zufrieden. Im Urteil selbst war dies freilich unmöglich.

Einen guten Bissen liebte er ebenfalls und einen guten Trunk nicht minder, und das wußte seine Schwägerin wohl, die Frau des reichen Kaufmann Berg, deshalb sprach sie eines Morgens zu ihrem neuen Bedienten: „Johann, weißt du, wo der Herr Richter wohnt? Lauf schnell hin, und wenn du ihn nicht mehr zu Hause triffst, so such' ihn in der Sitzung auf und lad' ihn noch rasch für heute zum Mittagessen bei uns ein, er werde auch noch einen guten Freund finden. Weißt du's nun?“

„Wie sollt ich nicht?“ brummte Johann.

„Wie sagst du denn?“

„Ei, er sollt auf einen Löffel Suppe kommen, es gäb Gänsebraten, der dicke Schmitz käm auch.“

„Nein“ rief Frau Berg, trotz ihres Ärgers lachend, „sondern so: Eine schöne Empfehlung von Herrn Kommerzienrat Berg und Frau, und sie gäben sich die Ehre, den Herrn Justizrat zum Mittagessen Punkt ein Uhr einzuladen; der Herr Rendant hätte schon zugesagt.“

„Auch gut!“ murrte Johann und ging zur Wohnung. Der Richter war fort. In den übervollen Sitzungssaal. Der Richter vereidigte und verhörte eine Menge Leute und war, einen heißen Tag voraussehend, in gereizter Stimmung. Johann drängte sich vor.

„Was fällt dem Kerl ein?“ rief der Richter. „Wartet bis Ihr an die Reihe kommt!“

„Aber, Herr Unterstützungsrat —“

„Still, sag ich!“

Johann zuckte die Achseln und harrte in Geduld. Endlich kam er vor und begann: „Ich sollte —“

„Halt!“ rief der Richter, der ihn für einen Zeugen hielt, „erst schwören!“

„Aber, Herr Unterstützungsrat —“

„Still! Erst schwören, sag ich, hört Er nicht? Das ist ja ein ganz verwünschter Kerl! — Legt die linke Hand auf Euer Herz, hebt die Schwurfinger in die Höhe und sprecht mir nach. — Wie heißt Ihr?“

„Wie heißt Ihr?“ wiederholte Johann gehorsam.

„Nein!“ brüllte der Richter. „Euren Namen will ich wissen! Wie Ihr heißt!“

„Johann Schaaf.“

„Und mit Recht, mit vollem Recht. Also sprecht mir nach: Ich, Johann Schaaf —“

„Ei, Herr Richter, heißt Ihr auch so?“ schmunzelte Johann.

„Da sollt einem doch gleich der letzte Knopf an der Hose der Geduld reißen!“ jammerte der Richter. „Mensch, unterbrecht mich nicht wieder, sondern sprecht mir sofort nach, verstanden?“

Diesmal gelang es. Der ganz verdutzte Bediente gelobte: „Ich, Johann Schaaf schwöre bei —, die ganze Wahrheit, und nichts als die Wahrheit zu sagen, so wahr mir usw.“ Wir wollen den heiligen Namen nicht in diese lustige Geschichte verflechten. — Der Angstschweiß stand dem armen Schelm auf der Stirn, als er fertig war.

Nun sagt, was Ihr von der Sache wißt!“ befahl der Richter, und zu seinem Erstaunen sprach Johann:

Eine schöne Empfehlung von der Frau Kommerzienrat Berg und ihrem Mann, und der Herr Unterstützungsrat möchte die Ehre haben, heut mittag einen Löffel Suppe mit ihnen zu essen — der dicke Schmitz käm auch!“

Da lachte der Richter, es lachte der Gerichtsschreiber, es lachten Gerichtsdiener und Gendarm, laut und immer lauter lachte das Publikum, und endlich lachte Johann aus Gefälligkeit selber mit. Feierlicher ist wohl nie eine Einladung überliefert worden — dem Richter aber hat's am Mittag doppelt gut geschmeckt.

Wilhelm Fischer-Wermelskirchen.

Aus „Der deutsche Spielmann“.